

Papi malt, Mami malt, alle malen

Im Dachauer Moos war früher das Dorado der Maler und Malschulen. Dachau, das oberbayerische Dorf an der Amper, und das Leben dort in der Vorkriegszeit ist ein Stück Geschichte des guten alten Münchens. Damals hatte das Dachauer Moos einen mehr kleinbürgerlichen Anstrich: Papi, Mami und die Kinder malten — neben dem Bierseidel und dem Radi lag auch die Palette auf dem Frühstückstisch. Der gutmütig geartete Einwohner, obwohl eigentlich innerlich ablehnend jenen Malkäuzen gegenüber, war doch stolz auf seine Kunststadt, geizte nicht mit Titeln, wie: Herr Professor, Herr Kunstmaler, für die angehenden Kunstjünger. Einige Zeit hatte er, durch Krieg und Revolution der Einheimischen aus seiner Behaglichkeit gebracht, diese wohlwollend schmunzelnde Einstellung verloren. Vielleicht machte er damals das malende und schreibende Schwabing, diese hergereisten „spuneten Uhus“ im stillen für alles verantwortlich. Damals stand er jedenfalls gegen sie in offener Feindschaft. Es verlautete was von Münchens Niedergang als Kunststadt. Man war sich in der Welt einig: jenes München war vorbei, das nach außen hin festlich prunkende, üppige oder tolle; aber auch das intimere, künstlerische von damals, das nonchalante, fast vegetativ produzierende war nicht mehr.

Warum blühten nun gerade in jener Zeit in Isar-Athen Musentöchter und -söhne? Abgesehen von dem landschaftlichen, reizvollen, stimmungshafte Element des Dachauer Mooses gab es damals etwas wie regionale Kunst; wie es die Worpsweder Maler, den Bodensee-Kreis gab, so gab es auch den Kreis um Leibl und die Dachauer Schule. Aber noch was anderes kam hinzu, das entscheidend war: die innere Haltung Münchens selbst.

Wer z. B. von anderswo nach München zog und sich da niederließ (ganz

Schwabing besteht ja größtenteils heute noch aus Zugezogenen), wurde von dieser Stadt weitgehend beeinflusst und umgeformt. Bestimmend dafür ist der Volkscharakter des autochthonen Bayern, Abkömmling des wortkargen Äplers, der trotz seiner breitspurigen Schwere innere Aktivität besitzt. Dem Fremden gegenüber ist er eigentlich von Grund aus, wie schon angedeutet, ablehnend. Seine Ichbezogenheit geht so weit, daß, wenn er gefragt wird, er nur ungern antwortet, um nur keine Energie aus diesem Ich herauszulassen. Was der andere tut oder will, geht den Bayern nichts an. Aber das gerade mag der Maler, der sich in seiner Art wieder vom profanum vulgus gern abgrenzt, wenigstens früher in der bürgerlichen geruhsamen Zeit. Man konnte in München tun und lassen, was man wollte, und das bayerische „Mir san mir“ übertrug er auf seine eigenen künstlerischen Hoheitsrechte.

Nach all diesen Vorbedingungen des Münchener Charakters und Bodens waren sie eben mit einem Male da, die Maler mit den Schlapphüten und den bauschigen Krawatten, und stampften frühmorgens durchs Dachauer Moos, mit den altmodischen Motivsuchern bewaffnet. Damals malte man nämlich noch nicht „kosmisch“, man schnitt sozusagen das Bild mit dem Sucher aus der Natur aus, sah zu oder vielmehr durch ihn, wieviel man draufbringen konnte von der Natur auf seine Leinwand. Man konnte den Sucher für ein Quer- oder Hochformat wirkungsvoll verschieben. Vom unbegrenzten Raum à la Cézanne, von Tektonik und Kubismus wußte man noch nichts. Später hat man sogar à la Picasso den Bildraum fern von dem Naturausschnitt innerhalb der vier Rahmenstäbe, die die Leinwand umgrenzen, ganz selbstherrlich gebaut. Das war dann die problematische Epoche, die uns das Ausland brachte.